



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Washington und Richmond während des Krieges : 3. Richmond und die
Gesellschaft im Süden. - Die Führer. - Die Gefangenen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine östreichische Verordnung vom Jahre 1853 berufen. Gestützt auf die klaren Bestimmungen einmal des Zollvertrags von 1853, dann des Münzvertrags vom 24. Jan. 1857, endlich des kaiserlichen Patents vom 27. Apr. 1858 verlangen die Petenten, welche sich an das Finanzministerium um dessen Vermittlung gewandt haben, Abhülfe gegen ein so vertragswidriges Verfahren, und die Eingabe der reutlinger Handelskammer fügte in ihrer Eingabe die bezeichnenden Worte hinzu: „Würde sich Oestreich weigern, die diesfalls bestehenden Hindernisse zu beseitigen, so müssen wir gestehen, daß wir unsrerseits dann nicht einzusehen vermöchten, warum wir uns länger für Modification des Paragraph 31 des französischen Handelsvertrags bemühen sollten.“ 7.

Washington und Richmond während des Krieges.

3. Richmond und die Gesellschaft im Süden. — Die Führer. — Die Gefangenen.

Wenn wir uns jetzt mit dem Verfasser des Aufsatzes im „Cornhill Magazine“ nach Richmond wenden und hier einen höhern Patriotismus und größere Ehrlichkeit als in Washington zu finden hoffen, so werden unsere Erwartungen sich kaum verwirklichen.

Wie eifrig und aufopfernd auch einzelne von den Führern hier für ihre Sache gewirkt haben mögen, die Mittel und Wege, durch welche die Seccession gefördert wurde, waren nicht der Art, daß eine unparteiische Geschichtschreibung sie — von dem Recht oder Unrecht der Sonderbundsstaaten ganz abgesehen — durchweg billigen könnte. Die Wurzel des Abfalls war Kabale, im Finstern schleichender Verrath. Beamte und Offiziere wurden meineidig, als sie sich der Sache des Südens anschlossen. Ein Minister der Union wirkte für die werdende Conföderation durch Handlungen, die das Brandmal des Diebstahls an sich trugen. Der Kampf ist ein Streit um Interessen, gegründet auf rivalisirenden Ehrgeiz. Jede Partei ist durch und durch erglöh, jede fest überzeugt, das Recht auf ihrer Seite zu haben, jede hat große Opfer gebracht, und jede ruft für sich die höchsten Mächte, Gott, Freiheit und Humanität an. Aber weder in dem Feldgeschrei „Union“ auf der einen Seite, noch

in dem Wahlspruch „die Staatensouveränität“ auf der andern ist viel, was bei andern Nationen Theilnahme und wohlwollende Wünsche erweckt.

Präsident Lincoln und Präsident Davis sind beide wohlbedenkende und sogar liebenswürdige Männer. Beide sind, unsres Wissens, Glieder rechtgläubiger Kirchen, und von allen Kanzeln dießseits und jenseits der Vorpostenketten beider Parteien steigen jeden Sonntag Gebete für den Sieg der einen und den Untergang der andern Partei gen Himmel. Aber Richmond hat seine Spielhöllen, seine betrügerischen Lieferanten, seine Stellenjäger so gut wie Washington. Seine Zeitungen sind voll von Klagen und schweren Beschuldigungen gegen hohe Offiziere, das Cabinet und den Congreß. „Der Fluch dieses Kriegs ist Habgier,“ sagt eines dieser Blätter vom Mai 1862, „sein Beginn war das Signal zu Ränken und Kniffen von Monopolisten und Blutsaugern, und dieselben haben in seinem Verlauf ungeheuren Gewinn eingestrichen. Keine Classe der bürgerlichen Gesellschaft hat sich ihren herzlosen und schrankenlosen Erpressungen entziehen können. Ihre eigne Regierung gilt ihnen als Hauptopfer für ihre gaunerischen Operationen.“ Der Fluch der Corruption der Behörden lastet gleich schwer auf dem Norden wie auf dem Süden, und wenn die Dieberei im letztern geringer scheint, so ist der Grund davon nur darin zu suchen, daß es hier weniger zu stehlen gibt.

Richmond liegt sehr schön an einer Biegung des James River, welcher ein wenig oberhalb der Stadt über ein Bett zackiger Granitfelsen und zwischen niedlichen Eilanden hinrauscht. Ein kleiner Bach, welcher sich in den James River ergießt, theilt die Stadt in zwei Hälften. Ein Theil der Häuser zieht sich unten am Flusse hin und enthält die Speicher und Fabriken der Stadt, ein anderer, welcher die bessern Wohnungen sowie die öffentlichen Gebäude umfaßt, bedeckt die Hügel über dem Flußthal. Zwei Fünftel der Bevölkerung, die früher etwa 40,000 Menschen betrug, jezt aber auf wenigstens 60,000 gestiegen ist, sind Neger, und eine große Anzahl der letzteren sind frei. Dieselben sind meist Faulenzer und liederliches Volk, und ihre Wohnungen in den Vorstädten stechen sehr unvortheilhaft von denen der herrschenden Race ab. Der Congreß versammelt sich im Staatscapitol, einem Gebäude, welches griechisch sein will. Das Kriegsministerium und die meisten andern Kanzleien befinden sich auf der Broadstreet und der Franklinstreet. Die Arbeiter in denselben sind größtentheils Flüchtlinge aus Maryland, und die Polizei besteht fast durchaus aus Mitgliedern der aufgelösten Polizeibrigade Baltimores.

Richmond ist die letzten fünfzig Jahre hindurch eine glänzende und zugleich eine böse Stadt gewesen. Während dieser Zeit war es der politische Mittelpunkt des Südens, der Wohnsitz von dessen berühmtesten Rechtsgelehrten, Staatsmännern und Rednern, und das Centrum der südlichen Presse. Das Interesse an politischen Dingen war nirgends so intensiv. Fast bei allen

Wahlen kam es zu lärmenden Ausbrüchen und Mordthaten, und häufig fielen selbst unter seinen vornehmsten Einwohnern Duelle vor. Unter die Haupterfordernisse seiner Congreßmitglieder gehörten ein scharfes Auge und eine feste Hand, und mehr als einer seiner Zeitungsschreiber hat schon ein halbes Duzend Zweikämpfe hinter sich.

Wir schalten hier ein, was Russell über den Ton der südlichen Gesellschaft sagt. Nachdem er von dem unbändigen Trinken und Fluchen, sowie von dem abgeschmackten Prahlen dieser „südlichen Gentlemen“ gesprochen, mit welchem sie auf alte Stammbäume und ähnlichen aristokratischen Plunder hinweisen, vergleicht er jenen Ton mit dem, der vor etwa sechzig Jahren unter den alten irischen Tories herrschte, und findet eine auffallende Aehnlichkeit. Dann fährt er fort: „Ich erfuhr mancherlei schätzbare Thatsachen über die Regeln des Duellirens. So warnte man mich zum Beispiel, mich nicht zu sehr auf Pistolen von kleinem Kaliber oder Taschenrevolver zu verlassen, wenn es zum Handgemenge käme; denn sehen Sie, so fuhr mein Gönner fort, geseht den Fall auch, Sie treffen Ihren Mann tödtlich, so kann er immer noch auf Sie lospringen und Ihnen einen Treffer mit dem Bowiemesser zwischen die Rippen geben, wogegen er, wenn Sie ihm eine gute schwere Kugel in den Leib jagen oder mit einer Derringerkugel ein Loch in ihn machen, dufelig wird und auf der Stelle hinplumpt. Wenn ein Gentleman, mit dem Sie Streit haben, in seine Hosentasche oder unter seine Rockschöße greift, so müssen Sie ihn ohne Weiteres zu Boden schlagen oder über den Haufen schießen; denn entweder ist er dann im Begriff, seinen Revolver zu ziehen, oder nach seinem Bowiemesser zu greifen, oder Sie aus der Hosentasche zu erschießen — eine Methode, die nicht für recht nobel gilt, aber nicht selten unter uns ist.“

Ueber England sprach man mit ebensoviel Unwissenheit als Geringschätzung. Die Engländer seien, so hieß es, Feiglinge; denn sie hätten das Duell abgeschafft. Sie fürchteten sich vor Frankreich zu Tode und ließen sich von ihm Alles gefallen. Großbritannien sei eigentlich nichts als eine Art Apanagengut ihres „King Cotton“, und was dergleichen sublimen Wahnwis mehr war.

Richmond ist der Mittelpunkt der virginischen Tabakfabrikation und der große Markt für den Export der Sklaven, die der Staat für den tieferen Süden erzeugt. Man ist hier sehr artig gegen Fremde und gastfreier als im Norden, aber diese Artigkeit und Gastlichkeit schließt durchaus keine Duldung in Betreff abolitionistischer Ansichten ein. Die Gesetze schreiben in dieser Beziehung nicht bloß vor, was man nicht thun, sondern auch, was man nicht sagen darf, ohne sich des Hochverraths schuldig zu machen.

Die Stadt hat jetzt so ziemlich alle die schrecklichen Veränderungen erlebt, welche ein Bürgerkrieg im Gefolge hat. Bei geschlossenen Thüren trat die

Convention zusammen, welche den Beschluß der Trennung von der Union faßte. Dann zog man die alte Flagge ein und hißte die neue auf. Die Volkstruppen, welche bei Fort Sumpter den Kampf eröffnet hatten, marschirten in die Stadt mit dem Palmetto, dem Pelikan und der Fichte in ihren Fahnen. Die Miliz, die zur Unterdrückung von John Browns Putsch zusammengetreten war, rückte von Neuem aus und verstärkte sich durch Rekruten. Eine schweigsame, von Zweifeln erfüllte Volksmasse lauschte der förmlichen Amtsantrittsrede Jefferson Davis und des Vicepräsidenten Alexander Stephens. Lange Colonnen von Soldaten zogen durch die Straßen, um sich nach Winchester und Manassas Gap zu begeben. Die ersten Acte des Dramas der Seceßion hatten ein ziemlich frisches und heiteres Wesen. Aber bald wälzte sich der Krieg bis vor die Mauern Richmonds, und in den Gassen der „schattigen Stadt“ war das Blut von Tausenden verwundeter Menschen zu sehen.

Der Erste unter den großen Persönlichkeiten Richmonds ist der Präsident mit seiner schlanken Gestalt und seinem ernsten Gesicht. Er ist ein wenig grau geworden, ein wenig von Sorgen gebeugt und abgemagert, aber noch ganz so den Verpflichtungen seines Postens gewachsen, wie vor sechzehn Jahren, wo er mit einigen hundert Leuten von Mississippi den Angriff von tausend mexikanischen Lanzenreitern aushielt. Sein Wesen ist mit dem von Washington verglichen worden, und wie sich damit auch verhalten mag, seine Lage wenigstens hat einige Aehnlichkeit mit der jenes größten Amerikaners. Wie dieser ist er daheim böshaft angegriffen, im Auslande carrikiert worden. Die Zeitungen von Richmond haben ihn unfähig, lau und heuchlerisch genannt, aber Niemand von seinen Gegnern war bescheidener, klüger oder aufrichtiger der Sache des Südens ergeben.

Der Vicepräsident geht langsam zwischen seinem Hause und dem Capitol hin und her, gebeugt, gefurcht, mit hohlen Augen und Wangen, ein tieftrauriger Anblick, den man nicht leicht vergißt. Seine Stellung in der Regierung ist eine negative, und er bleibt viel allein zu Hause, offenbar müde des Kriegs und der ganzen Welt. Gouverneur Letcher, der Träger der vollziehenden Gewalt in Virginien, ist allen Parteien verhaßt und wird einmal ein gutes Sujet für einen zukünftigen Aristophanes der südlichen Conföderation abgeben. Sein Vorgänger, General Henry Wyse, ist einer der merkwürdigsten Männer der Stadt. Einst ein berühmter Raufbold, ist er jetzt berühmt wegen seiner Stegreisreden. Seine Leistungen im Felde waren ohne Ausnahme nichts werth, dafür aber trägt er bei jeder Parade seinen Soldaten pomphaste politische Reden vor. Er hat übrigens doppelte Ursache, den Unionisten zu grollen, da diese ihm bei Roanoke einen seiner Söhne erschossen.

Eine besonders interessante Erscheinung ist dann General Winder, der Provostmarschall, ein höchst schlauer und wachsamer Beamter. Während

Washington von Mißvergünstigten und für den Süden spionirenden Verräthern wimmelt, hat Richmond Ohren für das leiseste Geflüster, und es kann kein Fremder hierher kommen, dessen Schritte nicht sorgsam bewacht und dessen Absichten nicht sofort begriffen werden. In die Kanzlei General Binders muß jeder Schenk- und Gastwirth alle Tage Conduitenlisten seiner Gäste bringen. Die Verleiher von Reitpferden haben in gleicher Weise Rechenschaft von den Namen und Zielen derer abzulegen, welche mit ihren Pferden oder Geschirren die Grenzen des Stadtgebiets überschreiten. Vierzig geheime Polizisten kommen und gehen Tag und Nacht wie Schatten zu ihrem Chef. Die Stadt ist mit einer doppelten Linie von Polizeischildwachen umstellt, und wehe dem, der nach dem Zapfenstreich sich noch auswärts blicken läßt. Mißethäter werden einzeln vor den Profoß gebracht, der sie mit einem ernsten, gebieterischen, durch nichts zu störenden Rhadamanthusgesicht empfängt. Er hat kleine, sich tief in den Angeschuldigten hineinsfragende Augen, eine Habichtsnase und starr emporstehendes weißes Haar, welches an das unnahbare Stachelschwein denken läßt. Kriegsgefangene pflegt er barsch anzufahren, indem sich mit seiner Gerechtigkeitsliebe vielleicht ein wenig Nachsicht mischt; denn ein Bruder von ihm wurde von den Föderalisten lange Zeit in Fort Warren gefangen gehalten.

Die Gefängnisse in Richmond stehen unter Aufsicht des Provostmarschalls und seiner Beigeordneten. Letzterverfloffenen August gab es deren neun, sieben fürs Militär, zwei für Personen des Civilstandes. Gefangne befanden sich damals über 7000 in Richmond, während Civilpersonen nur 200 in Haft waren.

Castle Godwie ist die Bastille von Richmond. Es ist ein ehemaliger Negeermarkt und liegt in der Tiefe des Flußthales unter der Broadstreet, von welcher eine Treppe dahin führt. Eingeborne und Fremde, von letzteren namentlich Deutsche, haben hier lange in Haft gesessen, und einige wurden von hier, auf ihren Särgen sitzend, nach den hübschen Anlagen nördlich von der Stadt gebracht, wo immer ein Galgen bereit steht. Der Strick wird ihnen um den Hals gelegt, der Karren fortgetrieben, und der arme Sünder hängt zwischen Himmel und Erde.

Die Militärgefängnisse, von denen die Libby das bekannteste ist, sind meist verlassene Tabakspeicher, von Ziegeln erbaut und größtentheils geräumig, lustig und abgesperrt von andern Häusern. Die blutige sechstägige Schlacht, welche Richmond und den Süden rettete, füllte sie mit verwundeten, verstümmelten und halbwahnsinnigen Gefangnen, für welche wenig Vorbereitung zu passender Verpflegung möglich gewesen war. Die Wunden der Leidenden blieben die ganze Nacht unverbunden, und einige Leute, die nur leicht verwundet waren, lagen so lange vernachlässigt da, bis sie sich verblutet hatten. Fieberfranke warfen sich mit brennenden Lippen und wehmüthigen Phantastien

von der Heimath stundenlang herum, und einige, welche starben, blieben tagelang unbeerdigt, in schrecklicher Genossenschaft mit den Lebenden. Alle litten Hunger. Es stellten sich ansteckende Krankheiten ein. Unter den rohen und verzweifelten Menschen kam es zu Lastern und Verbrechen aller Art. Einige vertrieben sich die Zeit mit Karten und Würfeln, andere bestahlen die Kameraden, die hilflos dalagen, um Dinge, die sie selbst nicht wahren konnten. Als die feindlichen Regierungen sich über eine Auswechslung der Gefangnen verständigt hatten, ließ man die Uebriggebliebenen in Abtheilungen nach dem Flusse hinabmarschiren und schiffte sie dort ein. Zerlumpt, halb erfroren, von Ungezieser gepeinigt, lagerten sie sich auf das Ufer und schauten sehnsüchtig nach dem erwarteten Transportschiffe aus. Und wenn der schwarze Rumpf des Erschnten in Sicht kam, erkennbar an der weißen Flagge an der Gaffel, da warf der Krüppel seine Krücke weg, und die Kranken wurden auf ein Weilschen gesund.

Der Zustand der zurückgekehrten Kriegsgefangenen erregte im Norden große Entrüstung und man gab den richmonder Behörden absichtliche Grausamkeit schuld. Unser Berichterstatter im „Cornhill Magazine“ dagegen meint, diese Behörden hätten nur nicht gethan, was sie nicht zu thun im Stande gewesen. Ihre eignen Verwundeten füllten die Stadt und nahmen alle Aufmerksamkeit in Anspruch, und Tausende ihrer Todten bedeckten die Schlachtfelder bei der Stadt. Die Zahl der Aerzte war nicht groß, und man hatte fast gar keine Arzneien. Die Gefangnen waren gewöhnlich zügellos in ihren Kundgebungen und verhöhnten in und außer dem Gefängniß den Präsidenten Jefferson Davis und seine Flagge. Dafür mag ihnen gelegentlich ein Hieb oder Schuß geworden sein, aber der am besten bezeugte von diesen Fällen ist der, wo ein föderalistischer Soldat, der zu den Conföderirten übergegangen und deshalb von einem der Kriegsgefangnen ein Schurke gescholten worden war, letzteren niederschloß.

Die Stadt ist schlecht befestigt und läßt sich in dieser Hinsicht mit Washington nicht vergleichen. Kleine Erdschanzen krönen den Spring-, den Richmond-, den Fush-, den Church- und den Libbyhügel, und eine Linie von Brustwehren, Gräben und Sümpfen umgibt die Vorstädte im Norden und Osten. Aber die einzigen beträchtlichen Festungswerke sind so nahe bei der Stadt erbaut, daß die weittragenden Geschütze der Föderalisten die Einwohnerschaft leicht aus ihren Häusern hinausbombardiren könnten. Nach den Schlachten bei Williamsburg und Westpoint herrschte panischer Schrecken in der Stadt. Die gesetzgebenden Körperschaften vertagten sich in aller Eile, und die Bürger Richmonds schafften ihre Sklaven und ihre Möbel weg. Danville, eine Eisenbahnstation an der Grenze von Nordcarolina, wurde zum Sitz der Regierung erwählt, und einige bei der Sache nicht interessirte Patrioten verkündeten schon mit prahlenden

Worten, daß man die Stadt niederbrennen müsse. Aber Fort Darling schlug die föderalistische Flotte zurück, und Mac Cellan übergab sein Commando dem Sumpf und der Seuche.

Allgemein bekannt ist, daß Nahrung und Kleidung jetzt im Süden hoch im Preise stehen. Aber in Richmond kann man die ungeheure Theuerung aller Artikel ebensosehr auf die Speculationen von betrügerischen Kaufleuten, als auf den Mangel an Vorräthen zurückführen. Die Entwerthung des Papiergeldes hat ebenfalls ihre üble Wirkung gehabt, aber die Regierung der Conföderation nöthigt das Volk, ihre Noten zu Pari anzunehmen. Die Angabe, daß föderalistische Noten oder, wie der Volksmund sie nennt „Greenbacks“ zu Richmond mit Agio angenommen werden, ist häufig für falsch erklärt worden. Die Sache hat aber ihre Richtigkeit; denn nach dem Uebereinkommen müssen dieselben unter allen Umständen eingelöst werden, während die Noten der neuen Conföderation nur in dem Fall eingelöst werden, daß die Revolution siegt.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn im Anfange des vorigen Jahres schon ein paar Stiefel hier nach preussischem Gelde zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler kosteten, das Pfund Kaffee mit circa zwei, das Pfund schwarzer Thee mit zehn Thalern, das Yard größten Baumwollenstoffs mit zwanzig Silbergroschen bezahlt wurde, wenn Wein kaum noch zu erschwingen war, Spirituosen zwölfmal so theuer als sonst waren, und selbst Rindfleisch und Eier außerordentlich hohe Preise erreichten.

Häufig geschieht es, daß Kaufleute, welche übertriebne Preise fordern, von General Winders Polizei ins Gefängniß abgeführt werden. Aber die Harpyen fahren fort, sich von der allgemeinen Noth zu mästen und gehen sehr oft den Agenten der Regierung voraus auf das Land, um sie bei den Farmern, bei Getreide- und Viehkäufern zu überbieten. Die Stadt wimmelt von armen, ihres ganzen Eigenthums beraubten Leuten, von denen viele freiwillige Verbannete aus Maryland und Nordvirginien sind. Die Bewohner von Hampton, welche ihre schöne Stadt lieber verbrennen, als sie zum Garnisonsort der nördlichen Armeen werden ließen, liegen sowohl der Regierung als den Bürgern Richmonds zur Last. Es gibt ein Gesetz, welches die Beschäftigung Fremder, die der Conföderation nicht den Eid der Treue geleistet haben, verbietet, und Fremde ohne Mittel haben keine andere Wahl, als sich für die Armee anwerben zu lassen.

Niemals waren in Richmond selbst mehr als fünf Regimenter Soldaten zu gleicher Zeit in Garnison. Aber jeder Staat hat ein Rendezvous, wohin alle Brieffschaften und sonstige Sendungen abgehen und wo Nachzügler und Versprengte sich zusammenfinden. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kommen nicht selten Diebstähle, Beraubungen und Schlägereien vor, und die Zahl der Prostituirten hat eine Höhe erreicht, die schmerzliche Gedanken anregt.

Überall sieht man die Folgen des Kriegs in den mannigfaltigsten Erscheinungen vertreten. In den Hotels lungern mit breiten Bandelieren und riesigen Sporen Herren von der Familie Bramarbas herum. Viele Läden sind geschlossen, ebenso die meisten Fabriken. Die Schulen haben fortwährende Ferien. Auf den schattigen Promenaden stecken alte Leute die Köpfe zusammen, um sich über die gute alte und die böse neue Zeit zu unterhalten und die Achseln zu zucken. Die Negerweiber kreischen entzückt über vorübermarschirende Musik und versuchen zugleich bei Gelegenheit, trotz der Schildwachen nach dem Norden, der terra incognita ihrer Träume, zu entweichen, was gar oft gelingt. Dann wieder bemerkt man die ernstere Seite des Kriegs. Tausende von Arbeitern bauen seltsam construirte schwimmende Batterien für den Fluß oder gießen in den Tredegarmorks große Kanonen und Mörser. Buntscheckige Züge von Transportfuhrwerken, Pulver- und Proviantwagen poltern über die Brücken und bewegen sich in unabsehbaren Linien auf den Landstraßen hin. Haufen von Schwarzen werden, von Wachen mit geladenem Gewehr begleitet, nach der und jener Stelle geführt, um Verschanzungen aufzuwerfen oder andere Arbeiten für die Regierung zu fördern. Regimenter auf Regimenter, alle in „homespun and butternut“*) gekleidet, schleppen sich in Staubwolken gehüllt, müde und oft ohne Schuhwerk durch die Stadt nach entfernten Feldlagern.

Der Krieg sieht uns ferner aus den Fenstern von Kirchen an, die in Lazarethe verwandelt sind. Er zeigt uns seine Noth in den zahlreichen Krüppeln, welche an den Straßen betteln, in den vielen Trauerflöhen, die uns begegnen, in den von Fieber glühenden Augen der auf Wagen herbeigeschafften Soldaten. Er ruft uns in dem Geschrei der Zeitungsjungen Kunde von neuem Blutvergießen, neuem Brudermord zu.

Richmond ist durch den Krieg nicht weniger verwandelt worden wie Washington. Aber es unterscheidet sich von diesem zu seinem Vortheil wenigstens in einer wichtigen Beziehung. Es steht unter festerer, energischerer Hand, und seine dürftigen Hülfquellen werden besser benutzt. Washington ist von Spitzbuben, Rundschaftern und Demagogen von Profession überlaufen. Richmond wird streng unter dem Kriegsgesetz regiert, und alle Verhältnisse durchdringt ein oberster Wille, der nicht mit sich scherzen läßt.

Wenn endlich, wozu jetzt entschiedene Aussicht vorhanden ist, friedliche Gedanken die Oberhand in der Union gewinnen, und der Potomac die Grenzlinie zwischen den uneins gewordenen ehemaligen Vereinigten Staaten bildet, so wird Richmond vielleicht die erste Binnenstadt des Südens werden. Aber

*) Homespun ist ein grobes graues Gewebe von Wolle und Baumwolle, wie es die Frauen der Farmer selbst machen, butternut die Farbe des grünen Tragens und Aufschlags an der Montur des conföderirten Soldaten.

Washington wird schwerlich als Sitz des föderalistischen Gouvernements beibehalten werden. Keine von beiden Städten kann durch Handel wachsen, aber beide werden berühmt sein, als Operationsbasen für die größten Heere, welche sich jemals im Bürgerkriege maßen.

Dieser Krieg wird, wie angedeutet, in kurzer Zeit und sehr wahrscheinlich noch vor Ablauf dieses Jahres ein Ende nehmen. Schon äußerten sich Politiker, die Seward und dem Präsidenten nahe stehen, wie der große „Drachtzieher“ Thurlow Weed und der bekannte Horace Greeley in diesem Sinn. Das Ende aber wird sein, was wir vor einem Jahre schon voraussagten: die Trennung des Südens von dem Norden.

Man ist, — so lesen wir in einem sehr verständigen Artikel des „Economist“ — augenscheinlich schon jetzt im Norden in Verlegenheit über den Weg, auf welchem man die Armee wieder vervollständigen soll, wenn nächsten Juni die Dienstzeit für mehr als zweimalhunderttausend Mann derselben abläuft. Das Congressmitglied, welches die bekannte Bill wegen Einstellung von 150,000 Negern in das Heer anregte, gab zu, dazu theilweise durch die Ueberzeugung bewogen worden zu sein, daß nicht ein Drittel dieser Zahl von Weißen durch Rekrutirung erlangt werden könne, und daß der nächste Feldzug, wenn überhaupt, mit Hülfe von Schwarzen zu siegreichem Ende geführt werden müsse. Was für Truppen die Conscriptio geliefert hat, wissen wir nicht genau; doch läßt die Thatsache, daß in einem der letzten Treffen ein pennsylvanisches Regiment sich auf den Boden legte und sich zu kämpfen weigerte, nicht viel Gutes ahnen. Die Bildung von Negerregimentern könnte überdies leicht eher schaden als nützen; denn eine große Zahl der föderalistischen Offiziere sympathisiren in diesem Punkt weit mehr mit Südcarolina als mit Massachusetts und könnten daher die Aufforderung, mit schwarzen Soldaten zu operiren, mit einem Entlassungsgesuch zu beantworten geneigt sein. Die Vertretungen der Grenzstaaten ferner bedrohen jeden, der sich innerhalb ihrer Grenzen über der Anwerbung von solchen Truppen betreffen läßt, mit dem Tode. Jefferson Davis endlich erklärt, daß er jeden weißen Offizier schwarzer Soldaten hängen will, und Abraham Lincoln andrerseits bekennt, daß er schwarze Offiziere nicht anstellen und daß er Neger nur bis zum Corporal aufrücken lassen kann. Mit einem Wort, die Bildung dieser Regimentern mag insofern ihr Gutes haben, als sie jene emancipirten Sklaven und jene freien Farbigen, welche die Regierung jetzt so sehr in Verlegenheit setzen, bei Seite schafft, als eine furchtbare militärische Maßregel aber kann sie bis auf Weiteres nicht betrachtet werden.

Und wie es mit der Aufbringung der zur Fortführung des Krieges unbedingt nöthigen Mannschaften aussieht, so auch mit der Beschaffung der nicht minder nöthigen Gelder. Die Geschäftswelt beginnt Angst zu empfinden vor

dem allwöchentlich steigenden Goldagio und vor der Aussicht, in einer Sündfluth uneinlösbaren und unconvertirbaren Papiergeldes unterzugehen. Alle fest Angestellten, nicht bloß die Beamten, leiden Noth, indem ihre Gehalte, in diesem Papiergeld ausgezahlt, sich gegen früher wie 6 zu 10 verhalten. Der Finanzminister soll sich weiterer Ausgabe von derartigen Noten abgeneigt erklärt haben, der Präsident hat sich so erklärt. Das Haus der Repräsentanten allerdings hat durch sein Committee of Ways and Means den Willen kundgegeben, jede beliebige Zahl Millionen von „Greenbacks“ zu votiren. Aber von dem umsichtigeren und maßvolleren Senat ist solcher Leichtsinns kaum zu erwarten. Inzwischen ist man mit dem Sold der Truppen im Rückstand, und von der großen Tax-Bill, welche der Beginn besserer Tage und die Begründung eines gesünderen Systems sein sollte, hören wir absolut nichts mehr. Nun wird kein Verständiger vor der Lection, welche beide Theile der Kämpfenden uns gegeben haben, d. h. vor den wunderbaren Möglichkeiten eines Papiergeldes unter gewissen Umständen und für eine gewisse Frist, die Augen verschließen wollen. Aber ebensowenig wird der kühle Beobachter ver-
gessen, daß der Erfolg und die Duldung jedes solchen Systems ganz und gar von der Fortdauer des Vertrauens auf den endlichen Sieg und die endliche Einlösung seiner Papiere mit Baargeld abhängt.“

Noch eins. Mit jeder neuen Nachricht aus Washington werden wir mehr inne, daß die Pläne und Hoffnungen der Führer des Nordens deutlicher, schärfer umgrenzt und greifbarer werden. Obwohl sie's noch nicht offen sagen, bemerkt man, daß sie für eine gute Grenze und nicht für eine Wiedervereinigung kämpfen. Sie haben begonnen, sich zu gestehen, daß die Unterwerfung des Südens wo nicht unmöglich, doch ohne Gewinn sein würde. Aber sie glauben offenbar, daß sie im Stande sein werden, die Herrschaft über den Mississippi zu gewinnen und so die neue Republik in enge Grenzen zu bannen. Sie hoffen derselben Texas, Arkansas, Missouri und die Gebiete des fernen Westens zu entreißen und sie auf ein Gebiet zu beschränken, welches etwa zwischen dem Mississippi, dem Kamm der Alleghanies (in Tennessee, Georgia, Nordcarolina und Virginien), dem Potomac und dem Meer gelegen wäre. Sie fechten mit Einem Wort wohl nicht mehr für die Union, sondern für das Recht und die Macht, die Bedingungen der Separation zu bestimmen.

Nun ist das gewiß ein weit verständigeres Ziel, als das frühere, aber kein so begeisterndes und aufregendes. Die Union war eine Idee, die Grenze ist ein Interesse. Ein großer Gedanke erweckt den heißesten nationalen Eifer. Vortheilhafte Bedingungen können nie mehr als eine verhältnißmäßig laue Theilnahme für sich beanspruchen. Die Erhaltung jener ungetheilten und riesenhaften Republik für eine Zukunft voll nie dagewesener Größe und Herrlichkeit, einer Republik, deren Gedeihen sie in wenigen Jahrzehnten in den

Stand gesetzt hätte, der Welt ihren Willen zu dictiren, die Sicherung einer Macht, welche keinen Nebenbuhler, keinen mächtigen Nachbar und in Ermangelung dieser die Fähigkeit gehabt hätte, sich über den ganzen Continent auszudehnen, die Erhaltung eines Staatswesens, welches keine Armee, keine Marine, keine Steuern von Bedeutung gekannt und doch das Privilegium besessen hätte, allen Nationen Troß zu bieten, war ein Ziel sehr wohl geeignet, alle Gemüther zu entflammen und sie freudig Wohlstand, Leben und selbst die Freiheit für lange Zeit opfern zu lassen. Für die Union kämpfen, hieß für das Recht kämpfen, künftig die Welt mit zu beherrschen. Nachdem dieser Traum aber vorüber ist, werden Hunderttausende, welche dafür gestorben wären, nur wenig Lust haben zu sterben oder auch nur zu zahlen, um eine Entscheidung der Frage herbeizuführen, ob die Linie der Trennung ein paar hundert Meilen englischen Maßes weiter südlich oder westlich gezogen werden soll.

Politiker freilich werden die große Wichtigkeit der Frage sehen, aber das Volk im Großen und Ganzen wird dafür nicht außer sich gerathen, nicht sich zu edlerer Stimmung erheben, nicht sich opfern. So wird, sobald der wahre Stand der Dinge allgemein begriffen sein wird, die Zahl der eifrigen und thatkräftigen Fürsprecher für den Krieg sich auf zwei Classen: die Wahnsinnigen und die Schurken, beschränken, auf die, welche noch immer an Wiederherstellung der Union glauben, weil sie nichts lernten und nichts vergaßen, und auf die, welche den Krieg lieben, weil er ihnen vortheilhafte Contracte und Gelegenheit zum Betrug bringt, auf die, welche von dem Kampfe Verwirklichung ihrer Träume, und auf die, welche von ihm Füllung ihrer Tasche erwarten.

Natürlich ist es möglich, daß irgend ein Nebenerfolg der föderalistischen Streitkräfte vor Vicksburg oder Charleston die sinkende Zuversicht des Nordens wieder auf eine Weile belebt. Solche Ereignisse würden den Männern, die jetzt am Staatsruder zu Washington stehen, ihr Verbleiben an dieser Stelle noch für eine kurze Frist verbürgen, und den Streit auf ebensolange fortzusetzen gestatten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Lincoln und seine Minister leicht bewogen werden können, eine Politik aufzugeben, in die sie sich so tief eingelassen haben. Allein mit einem Volke, welches wo nicht verzweifelt, doch lau auf die Dinge blickt, mit einer Volks- und Staatenvertretung, die über die Grundsätze und Maßregeln, mit denen jene Politik durchzuführen, unter sich in unverföhnlichem Zwiespalt ist, und mit einer turbulenten, mittelmäßig geschulten und zusehends dahinschwindenden Armee wird der Krieg kaum energisch und erfolgreich fortgesetzt werden können. Ein matter, langsam sich hinschleppender Krieg aber, der keine entscheidenden Siege aufweist und darum von keiner Aenderung in der relativen Stellung oder Stärke der kämpfenden Theile begleitet ist, kann, sollte man meinen, schwerlich noch lange sich hinziehen.